

Europa und der Nahe Osten: Vom Konflikt zur Partnerschaft?

2010 begannen in Tunesien die Proteste gegen das autokratische Regime, welche sich auf weitere Teile der arabischen Welt ausdehnten. Die Revolten haben die Region zwar politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich grundlegend verändert, doch von einer Demokratie nach westlichem Muster sind die Gesellschaften des Nahen Ostens weit entfernt. Wird dies überhaupt angestrebt? Wie wird sich das Verhältnis zwischen Europa und dem Nahen Osten entwickeln? Solche und weitere Fragen wurden an der Schlussveranstaltung der Reihe «Bedrohte Werte? Europa und der Nahe Osten unter Globalisierungsdruck» diskutiert.

Europa als Vorbild?

Kann der Nahe Osten von Europas demokratischem Modell lernen? Schulze wehrte sich vehement gegen die Auffassung, die Demokratie als europäisch zu sehen: «Die Demokratie ist nicht ein Modell des Westens, sondern steht auf dem globalen Markt zur freien Verfügung». Zudem gäbe es verschiedene Arten von Demokratie. Trotzdem könne Europa als Vorbild wahrgenommen werden, war man sich auf dem Podium einig, allerdings nur, «wenn wir», so Arnold Hottinger, ehemaliger Nahostkorrespondent der NZZ, «ein attraktives Vorbild sind, wenn wir also kreativ bleiben.» Man müsse aber auch die unterschiedlichen Strukturen beachten, gab der Islamwissenschaftler und Nahostkenner Prof. Reinhard Schulze zu bedenken. Zwei grosse Vorteile Europas seien dessen Kleinteiligkeit und die vorherrschende Konkurrenzkultur: «Ein Wettbewerb, wie wir ihn bei uns kennen, ist sozial produktiv». Als Beispiel nannte er die Hochschulen. In der Schweiz herrsche unter den Universitäten ein gewisser Wettbewerb, was sich positiv auf deren Qualität auswirke. In Kairo beispielsweise stünden die Bildungsinstitutionen hingegen nicht in gegenseitiger Konkurrenz. Das Publikum indessen war gegenüber der Vorbildfunktion Europas eher kritisch eingestellt. So wurde gefordert, von dem postkolonialen Blick des Westens auf die Gesellschaften des Nahen Ostens abzulassen.

«Die Kreuzzüge beherrschen unser Denken noch immer in vielfältiger Weise»

Die eurozentrische Beurteilung des Orients durch den Okzident ist ein altes Phänomen. Schon als im 11. Jahrhundert die Ritter zum ersten Kreuzzug zur Eroberung Jerusalems aufbrachen, haben sie den Islam feindlich wahrgenommen, ohne einen differenzierten Blick auf die Vielschichtigkeit des Morgenlandes zu werfen. Die Kreuzzüge als Beispiel einer langjährigen konfliktreichen Beziehung zwischen dem Nahen Osten und dem Westen griff der emeritierte Mittelalterprofessor Rainer C. Schwinges in seinem Referat auf. «Die Kreuzzüge sind eines der herausragendsten Phänomene der europäischen Geschichte», stellte er gleich zu Beginn fest. Heute werde der Begriff oft historisch völlig entleert als politisches oder moralisches Schlagwort verwendet. So lese man in der Presse Überschriften wie «Kreuzzug gegen unheilige Öffnungszeiten». Und auch Georg W. Bush habe nach den Anschlägen vom 11. September 2001 von einem bevorstehenden «Kreuzzug gegen den Terrorismus» gesprochen. «Diese Beispiele zeigen», so Schwinges, «dass die Kreuzzüge unser heutiges Denken und Handeln noch immer in vielfältiger Weise beherrschen». Zwar sei heute der Glaube an die legitime Autorität des Papstes als Vertreter Gottes ins Schwanken geraten und die Rückeroberung Jerusalems als Zentralort der erlösenden Heilsgeschichte kein religiöses Ziel mehr. Trotzdem werde der «heilige Krieg» als Mittel zur Sicherung des eigenen Seelenheils auch heute noch bejaht. Oder man berufe sich im Sinne einer langen «Tradition» auf die Kreuzzüge, um einen Krieg zu legitimieren. Schwinges gab deshalb zu bedenken: «Historische Mythen haben Macht und können auch heute noch Wirkung entfalten. Es liegt an uns, ob wir das zulassen oder nicht».

Die Revolten als teil des Modernisierungsprozesses

Von der Vergangenheit in die Gegenwart: Prof. Youssef Courbage, der in Paris als Demograf und Autor arbeitet, warf einen Blick auf die aktuellen Entwicklungen der arabischen Gesellschaften. Er deutete die Revolten als Turbulenzen, die zu einem Modernisierungsprozess gehören und belegte seine These mit Statistiken über die letzten vierzig Jahre zu Geburten, Eheschliessungen, Scheidungen, Bildungsniveau und Lebenserwartung in der arabischen Welt. Besonders hob er die in letzter Zeit stark gesunkene Geburtenziffer hervor, welche massive Gesellschaftsveränderungen nach sich ziehe: Bei ein bis zwei Kindern pro Familie sei es beispielsweise nicht mehr gewährleistet, dass ein Sohn das Familienvermögen erben werde, weil in vielen Familien keine männlichen Nachfahren mehr geboren würden. Als Folge davon müssten die Erbschaftsbestimmungen angepasst werden. Die Rolle der Frau in der Familie und in der Gesellschaft verändere sich dadurch stark. Viele Frauen würden unabhängiger und selbstständiger. Ebenso steige das Bildungsniveau – auch bei der weiblichen Bevölkerung – da bei weniger Nachkommen mehr Geld pro Kind investiert werden könne. Dass «die Revolution vor allem weiblich ist», wie Schulze später erklärte, erstaune daher kaum. Eine höhere Bildung für eine heranwachsende Generation bringe aber auch eine schwindende Autoritätsgläubigkeit mit sich, welche nicht nur in den Familien, sondern auch auf der gesellschaftlichen Ebene Auswirkungen zeige, so Courbage. So sah er den gemeinsamen Wunsch einer ganzen Generation nach politischen Reformen als zentralen Auslöser der Revolten. Auch Schulze glaubte an einen bottom-up Ansatz des Arabischen Frühlings, warf aber ein: «Nicht das Kollektiv hat die Revolution ausgelöst, nicht politische Gruppierungen, sondern die Handlungen und Ideologien Einzelner». Schwinges bemerkte zum Schluss, dass es auch in Europa einen ähnlichen Modernisierungsprozess gegeben habe – nur dass dieser zwei Jahrhunderte lang dauerte. «Im Nahen Osten ging der Prozess viel schneller, weil man sich am Westen orientieren konnte».

Europa und der Nahe Osten im selben Boot

Zum Ende der Veranstaltung galt der Blickwinkel dann der Zukunft. So fragte der Diskussionsleiter Erich Gysling die Teilnehmenden des Podiums, ob sie an eine zukünftige Partnerschaft zwischen Europa und dem Nahen Osten glaubten. Zuerst müsse man die gegenseitige Skepsis abbauen und die Islamophobie bekämpfen, forderte Courbage. Und auch Hottinger gab sich eher skeptisch. So wendete er ein, dass der Nahe Osten vielleicht gar nicht an einer Partnerschaft interessiert sei: «Wenn wir unsere natürlichen Ressourcen weiter verschwenden, verlieren wir als Partner an Attraktivität». Die Kulturjournalistin Susanne Schanda hat bei ihren Gesprächen mit arabischen Intellektuellen ein kritisches Verhältnis zur westlichen Moderne beobachtet. Andererseits sprach sie auch von bestehenden Beispielen in Ägypten, welche aufzeigten, dass eine Zusammenarbeit sehr gut möglich ist: z.B. das Goethe-Institut oder Pro Helvetia in Kairo. Einen ganz anderen Ansatz wählte Schulze in seiner Antwort: Er glaube nicht, dass Europa und der Nahe Osten eine Wahl hätten. «Wir sitzen in einem gemeinsamen Boot und haben mit den gleichen Problemen wie Klimawandel und der Schere zwischen arm und reich zu kämpfen. Die Frage ist nur, welchen Kurs dieses Boot nehmen wird.» Und darüber müssten sich die Leute einig werden, die in diesem Boot sitzen, so Schulze. Er war sich jedoch sicher: «Diesen Kurs wird man nicht über Werte definieren können, sondern nur über gemeinsame Nützlichkeit, gemeinsame Interessen und gemeinsame Anstrengungen».